von dem „Entleiher", der sich vorsichtig unter dem Decknamen Louis Alexandre Cesar Bombet verborgen hatte. Seine einzige Antwort war ein Brief an eine Pariser Zeitung, angeblich von einem jüngeren Bruder dieses Bombet geschrieben, in dem er frech behauptete, nicht Bombet habe Carpani, sondern der Italiener habe ihn plagiiert — trotzdem der Italiener Beweise auf den Tisch legen konnte. Auch zu der Mozartbiographie dieses Bandes haben andere Stoff und Reflexionen liefern müssen, besonders Winckler. „Kann ein Anonymus ein Plagiator sein?" fragt Stendhal noch viele Jahre hinterher mit mehr Spitzfindigkeit als Schlüchternheit.

Man hat das Vorkommnis als zufällige Jugendverirrung bezeichnet, doch ist es schwer, diese Auffassung auch im zweiten Fall festzuhalten. Im Jahre 1916 erschien eine umfangreiche Arbeit von Paul Arbelet, in der er nachwies, daß auch Stendhals Geschichte der Malerei in Italien in wesentlichen Teilen ein unverschämtes Plagiat ist. Bei ihrem Erscheinen im Jahre 1817 wurde diese Kunstgeschichte wenig beachtet, später aber wurde sie eifriger studiert. Männer wie Taine und Burckhardt haben den Kunsthistoriker Stendhal gelobt. Hundert Jahre dauerte es, bis die Fälschung enthüllt wurde, und es zeigte sich, daß Stendhal auch diesmal beim Sündigen nicht blöde war. Die drei ersten Bücher von Stendhals Kunstgeschichte muß man — wenn man von einer Zahl persönlicher Einfälle absieht — als freie Uebersetzung bezeichnen, zwar nach dem Abbee Lanzi, der 1789 eine auf eigene Reisen und Forschungen gegründete Geschichte der italienischen Malerei herausgegeben hat. Und Stendhals Dank für Lanzis unfreiwillige Hilfe. Er nennt ihn in einer versteckten Fußnote — aber nur, um von der Lektüre seiner Werke abzuraten! Jedenfalls eine wertvolle Vorsichtsmaßregel. Doch Lanzi ist nicht der einzige Lieferant Stendhals zu diesem Werk. Er hat auch in unzulässigem Maße andere zeitgenössische Forscher gerupft, so Bussi und Amoretti, Condivi und Ciegognara. Stendhal übersetzt ganze Absätze ohne Zitierung, macht das Urteil anderer zu seinem und tut, als ob er alle Handschriften und Urkunden gelesen habe, die er hier und da genannt findet. Kurz: er stiehlt, was ihm paßt und plündert rücksichtslos.

Die einfachste Erklärung für dieses Vorgehen Stendhals ist Geldmangel. Er hoffte auf einen buchhändlerischen Erfolg, der indessen ausblieb. Er druckte das Werk auf eigene Kosten; der Verkauf blieb ganz gering, und die Sache kostete ihm 1770 Francs. Anderseits war der mangelnde Erfolg ein Glücksfall für Stendhal, denn wenn keiner das Werk las, konnte auch niemand den Diebstahl entdecken, was damals leicht gewesen wäre, da man Lanzi noch las und sein Werk einige Jahre später in einer vollständigen Uebersetzung herauskam. Immerhin gab ein im Uebrigen wohlwollender Referent in der „Edinburgh Review" dem vagen Verdacht Ausdruck, daß sich hinter der Signatur des Buches „M. B. A. A.", ein gewisser „Baron Stendhal" verberge, der sich schon früher des Plagiats schuldig gemacht habe.

Da die Sache so glimpflich ablief, wagte Stendhal es noch einmal, denselben krummen Weg einzuschlagen, und dieser Fall ist es, den jetzt der „Mercure de France" bespricht. Hier kann man auf keinen Fall tollkühne Jugend als Entschuldigung vorschieben, denn die „Memoires d'un touriste" erschienen erst 1838, als Stendhal ein Mann von 55 Jahren war. Das Buch ist angeblich das Tagebuch eines Geschäftsreisenden der Eisenindustrie. Er schreibt Tag für Tag auf, was er auf seinen Geschäftsreisen in Frankreich sieht, und der größte Vorzug der Schilderung soll eben darin bestehen, daß sie sich auf eigene Anschauung gründet. Aber ach! Der vortreffliche Geschäftsreisende verliert allzubiel von seiner Glaubwürdigkeit, nachdem man festgestellt hat, daß er lange Stücke aus einer früheren Reiseschilderung von Aubin Louis Millin abschreibt: „Voyage dans le Midi de la France (1807—1811)"! Millin war ein ungewöhnlich vielseitiger Schilderer, Historiker, Naturwissenschaftler, Altertumsforscher, Konservator an der Kaiserlichen Bibliothek, und er entsprach also in hohem Maße den Forderungen, die man an einen Schilderer dieser Art stellt. Stendhal hat von ihm nicht nur Unmengen von Tatsachen entlehnt, sondern auch ins einzelne gehende Beschreibungen, die man bisher als Glanzpunkt in den sonst etwas ermüdenden Touristenerinnerungen angesehen hatte. Er hat nur der etwas schwereren Prosa Millins stilistische Glanzlichter aufgesetzt und eine Anzahl persönlicher Bemerkungen hinzugefügt, die natürlich ihren Wert behalten. An einer Stelle — bei der von Millin entlehnten Beschreibung einer Messe in Beaucaire — ist er so frech, hinzusetzen: „Man erzählt mir, daß der gelehrte Millin, als er von Beaucaire sprach, mit vielen Einzelheiten eine Kirche beschrieben hat, die zehn Jahre vor seiner Durchreise zerstört war." Auch in diesem Fall war Geldmangel die Triebfeder Stendhals. Reiseschilderungen waren gerade in der Mode, und Stendhal ergriff die Gelegenheit, ohne genügend vorbereitet zu sein. Gewiß unternahm er 1837 und 1838 einige Reisen durch die Bretagne und Südfrankreich; aber es steht fest, daß sein Buch vorher geschrieben war.

Es ist allzu verlockend, in diesem Zusammenhang eine Aeußerung aus einem der Tagebücher Stendhals anzuführen: „Welches Schicksal auch meiner warten mag, ich werde mir stets wie der große Corneille sagen können: „Nur mir allein verdanke ich meinen Ruf. Daher will ich keinerlei Kopie in meine besten Werke einfügen." Sei es aber, wie es sei: Stendhals Unsterblichkeit ruht auf den beiden Romanwerken „La chartreuse de Parme" und „Le rouge et le noir", die man in des Wortes strengstem Sinne als Originale bezeichnen kann. Und diese mächtigen Pfeiler stehen unerschüttert.

Gibt es einen transneptunischen Planeten?

Seit Leverrier aus den Störungen der Uranusbahn auf das Dasein eines noch weiter von der Sonne entfernten Planeten schloß und seine Bahn errechnete, und seit dann Galle wirklich dicht bei dem angegebenen Ort den Neptun auffand, hat die Astronomen der Gedanke beschäftigt, ob dies wirklich der äußerste Planet sei, oder ob, noch weiter von ihm entfernt, ein unbekannter Planet seine Bahn ziehe. Gewisse Störungen in der Bahn des Neptun, der langsamer läuft, als er nach den Berechtungen sollte, und ähnliche Störungen beim Uranus, zu deren Erklärung der Einfluß des Neptun nicht ausreicht, machen es wahrscheinlich, daß sich wirklich noch ein solcher Weltkörper finden muß.

Die Rechnung wurde dadurch erschwert, daß man Neptun, der 165 Jahre zu einem einzigen Umlauf um die Sonne braucht, erst auf zwei Fünftein seiner Bahn hat beobachten können. Die Astronomen der Harvardsternwarte haben indessen das Problem von neuem aufgenommen und in langen und mühseligen Rechnungen den vermutlichen Ort des neuen Planeten — wenigstens ungefähr — festzustellen versucht. Sie kamen zu dem Ergebnis, daß er zurzeit in den Zwillingen stehen müsse. Seine Größe kann, wie sich aus der nur geringen, durch ihn verursachten Verzögerung des Neptunlaufs ergibt, kaum die der Erde übertreffen. Sein Abstand von der Erde soll 68mal den der Erde von der Sonne übertreffen, und die Lichtstärke soll gleich der eines Sternes 15. Größe sein. Der Planet stände also gerade noch an der Grenze der Sichtbarkeit für die stärksten Instrumente; da er aber mitten in der Milchstraße steht, so wird es sehr schwierig sein, ihn aufzufinden.

Das einzige Mittel wäre, eine Reihe von photographischen Daueraufnahmen der verdächtigen Himmelsgegend zu machen und dann zu vergleichen, ob eines der aufgenommenen Objekte seinen Ort verändert hat. Auch die Störungen der Uranusbahn deuten übrigens auf die Gegend der Zwillinge als den Ort des störenden Körpers, dessen Umlaufszeit über dreihundert Jahre betragen müßte.

Dieser transneptunische Planet würde nur ein 1700stel des Sonnenlichts erhalten, das die Erde erhält, und die Sonne erschiene von dort nur wie ein, wenn auch recht großer, Stern. Ihr Licht wäre immerhin noch vierhundertmal so stark wie das des Vollmondes.

Literatur.

Das Reichsnotopfer. (Gesetz vom 31. Dezember 1919), gemeinverständlich bearbeitet, mit zahlreichen Beispielen, Abgabentafeln und Muster versehen für die Vermögensberechnung als Grundlage zur Steuererklärung von M. J. Stamm (Steuerschriften der „Treuhag" Heft 4, 34 Seiten). Verlag der „Treuhag", Treuhand-Gesellschaft für Handel und Gewerbe, Gemeinnützige Aktien-Gesellschaft, Braunschweig.

Die Mechanik des Weltalls. Grundlagen einer einheitlichen mechanischen Weltanschauung von J. Oltmanns, Hamburg, 1. Teil. Verlag Paul Hartung, Hamburg 25.

Zu beziehen durch die
Goethe-Buchhandlung Halle a. F., Gr. Ulrichstr. 63. Fernruf 2540

Unterhaltungsbeilage
der „Saale-Zeitung"

Nr. 158 — Mittwoch, den 21. Juli — 1920

Meerkatz.

Roman von
Fedor von Zobeltitz

(29. Fortsetzung.) Nachdruck verboten.

Und dann sah sie Preysingk auf seinem Braunen dem Wagen entgegensprengen. Er winkte schon von weitem, und sie merkte an seinem Gesicht, daß er eine Neuigkeit hatte.

„Freue dich, Ati," rief er und parierte neben ihrem Wagen. „Es ist unerwarteter Besuch gekommen."

„Wer?"

„Rate!"

„Ja, wie kann ich raten . . ." und plötzlich ging ein Zucken durch ihren Körper . . . „Botho?!"

„Natürlich — wer sonst! Rutschte plötzlich vors Haus. Hat sich in Welschau einen Bauernwagen genommen. Er wollte uns partout überraschen. Sonst bin ich gegen derlei Plötzlichkeiten. Aber es freut mich für dich . . ." Er begann englisch zu sprechen, damit Heinrichs gewitzige Ohren ihn nicht verständen . . . „Höre, Mäuschen, Brokhusen will immer noch nicht, daß das Verlöbnis publik wird —"

„Ich habe nichts dagegen."

„Und da habe ich Falkenstein zum Essen wieder ausladen müssen. Wir bleiben also unter uns vieren."

„Gut so. Und weiter?"

„Ja, weiter ist nichts."

„Wo ist Brokhusen?"

„Mit Tante Te oben bei den Straußen. Kann aber auch schon wieder zurück sein."

„Wie lange bleibt er?"

„Nur bis morgen. Er tut furchtbar beschäftigt. Soll nach Bremerhaven zu irgendeinem Admiral — oder so etwas Fährst du nach Hause?"

„Direkten Wegs."

„Schön. Ich reite nur noch einmal über die Felder — Jungborn trödelt mit unserer letzten Ernte, daß man aus der Haut fahren könnte. Wie war es bei Madame la Baronne de Heldmann?"

„Oh — sehr amüsant."

„Von mir gesprochen?"

„So en passent."

„Aber hoffentlich Gutes?"

„Nur Gutes. Du tust Otheline unrecht, Vater. Sie ist eine prächtige Frau."

„Ich widerspreche gar nicht. Eine prächtige Frau — meinethalben. Bloß mich geht's nichts an. Wiedersehen, Kleines!"

Er bot ihr vom Pferde herab die Hand, nickte ihr freundlich zu und galoppierte weiter.

Anitas Herz war noch schwerer geworden. Sie hätte vor sich selbst davonlaufen können. Sie empfand eine große Angst, eine Verflüchtigung ihres Vertrauens bis zu krasser Schwäche, auch ein Gefühl der Würdelosigkeit.

Daß gerade heute Brokhusen hatte eintreffen müssen! Sie ekelte sich vor dem Spiel, zu dem sie verurteilt war, ohne den Mut zur Wahrheit zu finden. Sie suchte nach unbestimmten Möglichkeiten, um sich die Gewißheit zu schaffen, daß eine ehrliche Aussprache das Nichtigste sein würde. Aber sie hatte Furcht, und zu der Furcht trat die Scham. Sie spürte, wie ein Nervenzittern bei dem Gedanken sie überschlich, Brokhusen die Bitte um Lösung ihres Verlöbnisses in das Gesicht sagen zu müssen. Das war unmöglich! Man mußte Wendungen finden, ihn schonend vorzubereiten. Otheline mußte raten und helfen — ja, Otheline! Und da stand ihr denn auch auf einmal klar im Bewußtsein, daß sie vielleicht noch länger mit sich selber gezaudert haben würde, wenn Otheline nicht das erlösende Wort gefunden hätte.

Aber ihr Ideengang hatte erst über Falkenstein zu Brokhusen geführt und war schließlich zu Falkenstein zurückgekehrt.

Die Logik ließ auch diesmal Anita nicht im Stich, doch sie regte eine förmlich wütende Gegenwehr in ihr auf. Und als sie sich plötzlich Falkenstein gegenüber sah, fühlte sie ein Sieden des Blutes und die wahnsinnige Lust, ihn zu beleidigen.

Sie war nicht in den Park eingefahren, sondern in den Wirtschaftshof, weil sie die Boxe ihrer Ponys besichtigen wollte. Und da sah sie Falkenstein vor einem Pferde stehen, das neu beschlagen wurde.

Er eilte ihr sofort entgegen und half ihr vom Wagen.

„Merci," sagte sie kurz.

„Wissen gnädiges Fräulein schon?" fragte er. „Es ist Besuch angekommen."

„Ja — Graf Brokhusen, ein Freund meines Vaters."

„Ich wurde ihm in Hamburg vorgestellt. Uebrigens, gnädiges Fräulein — mein letztes Kapitel ist abgeschlossen."

„Gratuliere."

„Wann darf ich zur Lektüre kommen?"

„Warten wir noch . . . vielleicht findet sich eine bessere Gelegenheit. Ich habe mich ihrer Ansicht angeschlossen, daß die sogenannte Schicklichkeit Ihren Besuch verbietet."

Er sah sie groß an. Mehr noch als ihre Worte machte die klingende Schärfe ihres Tones ihn stutzig. Er begleitete sie nach dem Stall der Ponys.

„Mehr Streu, Heinrich," sagte Anita.

„Dörflinger soll dir noch Stroh geben," fügte Falkenstein hinzu. „Er hat sich lächerlich mit seiner Sparsamkeit. Die Gäule können doch nicht auf dem Pflaster liegen."

„Er gibbt nischt," meinte Heinrich.

„Da sage ihm, ich hätt's befohlen," entgegnete Falkenstein ärgerlich.

Anita stand zwischen den Ponys und beklopfte sie. Ihre Hand wurde feucht. Sie hieß Heinrich, die Tiere gehörig abzureiben und ihnen erst nach Ablauf einer Viertelstunde Futter zu schütten und zu trinken zu geben. Dann ging sie.

Falkenstein blieb noch an ihrer Seite. „Gnädiges Fräulein," sagte er, „ich füge mich selbstverständlich Ihrer Bestimmung. Aber ich habe einen anderen Vorschlag. Ich werde mein Manuskript bei unserm Ausritt mitnehmen. Wir binden im Walde die Pferde an, und ich lese Ihnen draußen vor."

„Es eilt ja nicht," entgegnete Anita.

Einen Augenblick schwieg Falkenstein. Das Geäder an seiner Schläfe markierte sich schärfer. Dann sagte er ruhig: „Was haben Sie gegen mich?"

„Was soll ich haben? — Nichts."

„Also nur Laune?"

Sie maß ihn mit einem Blick, der seine Gestalt von unten nach oben umzirkelte.

„Ich verbitte mir Ihre Anzüglichkeiten," erwiderte sie.

Er verbeugte sich kurz. „Soll geschehen," sagte er. „Haben Sie die Güte, Ihrem Herrn Vater zu melden, daß ich nicht mehr in der Lage bin, Sie auf Ihren Ausritten zu begleiten. Meine Selbstachtung zwingt mich, mich vor gewollten Ungezogenheiten zu schützen . . ." Er wandte sich um. „Dörflinger!" rief er. „Kommen Sie mal her! Der Heinrich beschwert sich über Ihre Knauserigkeit bei der Strohausgabe. Das geht nicht, mein Alterchen. Wir müssen genügend Streu haben. Morgen kommen die neuen Gäule. Da werde ich die Ration selber bestimmen, und ich bitte, daß daran festgehalten wird . . ."

Anita hörte ihn nicht mehr. Sie war blaß geworden. Ihr Herz schlug heftiger, es schlug bis in alle Pulse hinein und bis in die Adern des Halses. Die Zähne verbissen sich in die Lippen. Sie nickte mit dem Kopfe: eine Bestätigung ihrer Gedanken. Sie dachte: „Gut so. Nun ist auch diese Geschichte aus. Das ging schnell. Und nun kommt der arme Brokhusen an die Reihe. Das gibt ein langsames Sterben. Und dann bin ich wieder frei . . ."

Sie wollte nach dem Blockhaus. Aber unterwegs fiel ihr ein, sich erst noch einmal nach ihren Löwen umzusehen. Filene hatte heute früh eine warme Nase gehabt und sie mit so traurigen Augen angeschaut.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-848334-19200721028/fragment/page=0001

Eine Viertelstunde später telephonierte es aus dem Herrenhause: Tante Te und Brokhusen seien von den Bergen zurück — Anita möchte herüberkommen.

Sie hatte die Toilette gewechselt und rief nach der Sanzer.

„Nunni, gib mir die Kette mit dem Goldkreuz," sagte sie. Die Sanzer sah ihr schwarzes Kostüm und schlug in die Hände. „Je je, Atichen," rief sie, „warum denn so dunkel?"

„Weil ich will."

„Aber der Herr Graf sind doch da!"

„Gerade deshalb."

Die Sanzer schüttelte den Kopf. Sie holte das Goldkreuz. „Wenn die Leute wüßten," sagte sie mit breitem Schmunzeln und legte die Kette um den Hals Anitas.

„Aber sie wissen es nicht und sollen es nicht wissen. Nunni, daß du mir den Mund hältst."

„J, ja ja — natürlich. Wann soll's denn nun kündig werden, Atichen?"

„Das weiß ich noch nicht. Frage nicht so viel, ich habe den Kopf voll. Die Filene ist krank, und die Löwen sind unruhig."

„Jesses, wenn sie die Milch verliert!"

„Dann müssen wir's mit der Flasche versuchen."

„Na, Atichen, ich möcht's nicht versuchen."

„Aber ich. Wir können auch schon mit Fleisch anfangen. Ich bleibe zum Essen drüben, Nunni; du kannst also zu Bett gehen, wenn du willst."

„Ich bin auch nach drüben geladen, Atichen. Aber ich halte mich nicht lange auf. Wenn der Piderit mit dabei ist, gehe ich gleich wieder. Ich lass' ihn der Rasmussen . . ." Sie zupfte noch am Kleide Anitas . . . „Atichen, das ist 'ne Wirtschaft da drüben. Piderit und die Rasmussen. Und Hansen und das dicke Mädel vom Schäfer. Und Herr Falkenstein und die schwarze Jette."

„Wer ist das?"

„Als wie wer? Die Jette? Nu, die neue Zofe von der Frau Gräfin. Sie ist hübsch, und da ist alles hinterher. Aber den Herrn Falkenstein guckt sie immer besonders an. Und er sie auch."

Anita riß ihr Kleid aus den zupfenden Händen der Sanzer. Sie setzte keinen Hut auf, nahm aber ihren kleinen Spazierstock zur Hand und ging.

Brokhusen erwartete sie schon mit Ungeduld. Er hatte sich nur für zwei Tage Urlaub nehmen können, freute sich aber, daß er gerade am Geburtstage Wills in Preysingkshof sein konnte. Er war unverändert geblieben mit seinem feinen kleinen Gesicht, zu dessen klugen und ausgearbeiteten Zügen die weichen Kinderaugen so wenig zu passen schienen. Als er Anitas ansichtig wurde, packte ihn sichtlich eine leichte Verlegenheit, und da ging er auch sofort ins Theatralische über, öffnete die Arme mit schönem Gestus und ließ sein klirriges Lachen hören.

„Mein liebes Antichen," sagte er und küßte sie auf die Stirn, „mein Herzenskind . . . wie bin ich glücklich . . . Und schau, was siehst du prächtig aus!" — Er hielt sie an den Händen fest und sah sie strahlend an. „Ja, bist du es denn wirklich? Du bist größer geworden und — und —"

Ihre ganze Figur hatte sich geändert; sie war voller geworden, es lag auch eine schönere Harmonie in ihrer Erscheinung.

„Was bist du ein hübsches Kerlchen!" rief er entzückt.

„Nicht wahr?" sagte Preysingk trocken. „Die Luft von Preysingkshof und die Wirkung der Weide."

Anitas Wangen brannten. Sie wollte fröhlich lachen; es wurde ihr schwer. Gesellschaftliche Heuchelei war ihr nicht anerzogen; aber sie hatte sie doch wie kleine Münze ausgeben können. Heute gelang ihr die Maske nicht recht.

Brokhusen packte sein Mitbringsel aus: ein kostbares Schmuckstück, und wieder mußte Anita sich freuen. Es war eine altjavanische Goldkette, reich mit edlen Steinen besetzt, aber von europäischer Meisterhand überarbeitet und modernisiert. Anita trat vor den Spiegel und legte sie um.

„Herrlich," sagte sie. „Ich kann sie als Uhrkette tragen."

Aber in Wahrheit: sie empfand keine Freude über das Geschenk. Sie hatte das Gefühl, als umkralle eine starke Hand ihr Herz und presse ihr ganzes Empfinden zusammen.

Und nun kam eine unglückliche halbe Stunde. Tante Te hatte es für richtig gehalten, das Brautpaar bis zum Essen allein zu lassen.

Sie blieben in dem kleinen Eckzimmer neben dem Speisegemach. Immer, wenn Brokhusen mit Anita allein war, hatte er erst eine gewisse Schüchternheit zu überwinden. Da verließ ihm seine Weltgewandtheit. Er konnte nicht schäkern; verliebte Kinderei schien ihm auch seinem Alter nicht angemessen.

„Na, nun erzähle mir," sagte er. „Komm, setze dich zu mir und erzähle! Das meiste weiß ich freilich schon aus deinen Briefen, aber ich möchte doch auch noch mündlich hören, wie gut es dir geht und wie es dir hier gefällt."

Sie setzten sich auf das große, steife, mit altmodisch geblümtem Stoff überzogene Sofa und Anita begann zu sprechen. Es war ihr ganz lieb, daß sie erzählen sollte. Sie plauderte gewandt, und dabei fühlte sie sich ganz unpersönlich. Sie las gewissermaßen vor. Sie erzählte von ihrem Leben in Preysingkshof, dem ersten Irritt im Walde, dem Ergehen der Löwen, der Installierung der Strauße. Sie sprach von allem Möglichen, und er hörte zu, sein liebenswürdiges Lächeln auf den Lippen und sie nur selten einmal unterbrechend. Endlich erwähnte sie auch Othelines, und da wurde er lebhafter. Er entsann sich Frau von Heldmanns noch gut und hatte sie als eine sehr reizende Frau in der Erinnerung. Von ihren früheren Beziehungen zu Preysingk wußte er nichts, und es amüsierte ihn, als Anita ihm eine Andeutung machte.

„Hör, das ist drollig," sagte er. „Also die beiden . . . das wäre doch wirklich scharmant, wenn aus denen noch mal ein Paar würde."

„Scht," machte Anita. „Wenn Will ein Wort davon hört.. das ist vorläufig noch Geheimnis zwischen Dante Te und mir."

„Gut, gut, gut, gut. Ich bin schon ganz still. Aber wenn wahrhaftig etwas daraus wird — dann kriegst du auch noch eine Mutter."

„Daran habe ich noch gar nicht gedacht. . . ." Sie lachte . . . „Otheline als Mutter. Ein köstlicher Gedanke."

„Lästig wirst du ihr ja nicht gerade fallen. Ich hoffe — ich hoffe, gleich nach Weihnachten, da werden wir heiraten können. Der alte Onkel — weißt du, der Besitzer von Warnstorf, von unserm Fideikommiß — ist schwer leidend; sein Tod nur noch eine Frage der Zeit. Darauf warte ich, um unnötigen Auseinandersetzungen mit dem alten Herrn aus dem Wege zu gehen. Sonst hätten wir ja schon früher —"

„Aber ich bitte dich," fiel sie ein. „Warten wir doch den Frühling ab!"

„Warum?"

„Lieber Gott — bloß, weil ich den Frühling liebe."

Diese Aeußerung fand er so reizend, daß er ihr einen Kuß geben wollte. Aber sie wehrte ihm.

„Bitte nicht," sagte sie. „Sie können jeden Augenblick kommen."

„Liebling — wer denn?"

„Tante Te — und Will."

„Aber die kennen uns ja und werden schon verzeihen, wenn sich ein Brautpaar küßt."

Sie stand auf. Sie wollte mit einem Scherz antworten. Aber ihr Gesicht beging eine Indiskretion; es strich ein Schatten darüber hin. Das fühlte sie. So sagte sie denn: „Nachher. Ich küsse nicht gern vor andern Leuten."

Das war eine alberne Wendung. Sie begriff auch die Torheit der Phrase und regulierte den Ausdruck ihrer Züge. Sie nickte ihm zu und lächelte schelmisch. Die heuchlerische Mimik mißlang diesmal nicht.

Aber Brokhusen durchschaute sie. Im Augenblick war ihm zumute, als stürze sich über sein Inneres ein eiskalter Strom. Er sagte kein Wort. Irgend etwas schien in seinem Herzen zu springen; dennoch lächelte er freundlich zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Der Gamsbock.

Von

Ernst Murr.

(Nachdruck verboten.)

Daß Menschen nach dem Tode umgehen, ist durch vielfache teils gruselige, teils fröhliche Erzählungen ungeblich belegt.

Aber daß auch Tiere umgehen sollen, davon hat man noch selten gehört.

Und dennoch wars in Klammtalbuchen so mit dem Ziegenbock des Lehrers.

Dieser Bock war von Jugend auf ein ganz verwegener Bursche gewesen. Er begnügte sich nicht mehr mit den immerhin oft schon tollkühnen Kletterkunststücken seiner Genossen; nein, das Unglaublichste an Wagehalsigkeit, was Mensch und Tier nicht leisteten, war ihm das Liebste. Stand er dann auf einem Schroffen, den zu erreichen Niemand für möglich gehalten hätte, so meckerte er mit übermütigem Triumph ins Tal hinunter und schlug das warnende Gegengemecker seiner Sippe, die mahnenden Zurufe des Hirten, ja, sogar das Wort des Lehrers selbst in den Wind.

Man war sich im ganzen Dorf darüber einig, daß dem Unverstand von einem Geisbock einmal etwas zustoßen würde, das ihm den Kragen koste.

Und so geschahs denn auch.

Eines Morgens klomm er mit trutzigem Gemecker und boshaftem Wedeln seines kurzen Schwänzchens eine fast senkrechte Wand hinauf.

Plötzlich gab ein Stein nach, auf den er trat. Er setzte schnell gefaßt zu einem Sprung auf das nächste Felsband an, sprang zu kurz, fiel herunter und brach sich das Genick.

Wer es hörte, meinte, der Bock habe es ja selber nicht anders gewollt, und erzählte die Geschichte zu Exempel und Abschreckung seinen Kindern. Bei Lehrers aß man den Bock auf, verkaufte Fell und Hörner und war eben daran, den Verunglückten zu vergessen, als sich seltsame Gerüchte in Umlauf setzten.

Der Bock ging um.

Bald war daran nicht mehr zu zweifeln.

Leute, in deren Glaubhaftigkeit Niemand Mißtrauen zu setzen wagte, hatten das gespenstische Tier zu jeder Tageszeit gesehen, wie es oben auf dem schmalen Felsbande stand, das es damals im Todessprunge nicht mehr erreicht hatte, sieghaft meckernd, mit dem Schwänzchen wedelnd, die glühenden Augen rollend.

Und Jeder, der es gesehen, erlebte am selben Tag irgendein Ungemach. Dem Einen stand eine Kuh um, der Andere vertrat sich den Fuß, der Dritte verlobte sich.

Für den Lehrer war das sehr unangenehm. Denn wenn man auch über das Leben hinaus keine Macht hat, schadete es immerhin einigermaßen der Reputation des Erziehers der Jugend, daß gerade sein Geisbock noch nach dem Tode solchen Unfug trieb.

Man ließ nichts unversucht. Aber mit jener Trotzköpfigkeit, die der Bock während seines Erdenwallens genugsam bewiesen spukte er nach seinem Hintritt weiter.

Die Gegend, wo dies geschah, kam allmählich in Verruf. Man nannte sie die Bockwand und mied sie. Denn wie's schon so geht, bliebs nicht bei dem Bock allein. Auf Grund jenes Geselligkeitssinnes, der auch bei Spukwesen ausgebildet zu sein schien, ließ sich dort bald eine ganze Kolonie von Gespenstern nieder. Der Eine wollte abends einen Mann im Erlengebüsch gesehen haben, der seinen Kopf unterm Arme trug und damit quakte wie ein Frosch. Dem Anderen hatte sich eine kleine graue Hexe auf den Rücken gehockt und ihn mit Brennessel ins Gesicht geschlagen. Der Dritte bemerkte eine lange, weiße Gestalt, welche immer auffuhr und wieder zusammen sank, als ob sie die Kniebeuge übte.

Kurz und gut, die langen Winterabende über gab es manch' gruseliges Stück von der Bockwand und ihrem Geisterbund zu erzählen, als dessen Stifter und Begründer sich aber immer wieder der Gespensterbock durch neue Streiche und Bosheiten bewährte.

Natürlich behielten die Dorfbewohner die Sache streng unter sich. Den Stadtleuten, die zur Sommerfrische kamen, verriet man davon kein Sterbenswörtchen. Denn einerseits waren Freigeister darunter, die durch ihren unziemlichen Spott den Spuk nur noch zu größeren Quälereien gereizt hätten, anderseits gab es auch wieder — besonders unter den Damen — nervöse und furchtsame Naturen, von denen man hätte besorgen müssen, daß sie bei Kenntnis der unheimlichen Vorgänge sofort den Koffer gepackt und auch Anderen das Kommen verleidet hätten.

Und die immer mehr aufblühende Sommerfrische-Saison war doch eine ganz respektable Einnahmequelle für Klammtalbuchen.

Heuer hatte sich zu längerem Aufenthalt auch ein sehr reicher Baron eingefunden, dem es ausnehmend in der Gegend gefiel.

Besonders die vorzügliche Hochjagdgelegenheit bezauberte ihn. Nach Kurzem schon pachtete er der Gemeinde diese Jagd um ein Summe ab, welche die kühnsten Erwartungen überstieg.

Nur ein Wunsch blieb dem leidenschaftlichen Nimrod unerfüllt.

Ein Gamsbock!

Ein Gamsbock als Jagdbeute war das Ideal, nach dem er — zuletzt mit einer fast krankhaften Sehnsucht strebte.

Aber so sehr sich die Dorfbewohner bemühten, dem beliebten Gaste zu dem Ziel seiner Wünsch zu verhelfen, es wollte nicht gelingen. Teils zeigten die verehrlichen Gamsböcke der Umgegend wenig Lust, dem Jagdpächter das etwas einseitige Vergnügen zu bereiten, sich von ihm totschießen zu lassen, teils auch war er selber schuld; denn er pflegte die Kernschüsse meist neben das Ziel zu setzen.

Eines Sonntags Abends aber stürzte der Baron in höchster Erregung in den von Eingesessenen und Sommerfrischlern dicht gefüllten Wirtschaftsgarten.

„J, hab' — ich hab'" — keuchte er.

Dann sank er erschöpft und atemlos in einen Stuhl.

Eine Menge Menschen sammelte sich um ihn.

„Einen Gamsbock!" brachte er jetzt heraus. „Einen kapitalen Gamsbock hab' ich geschossen!"

Allgemeine Bewunderung — Freude — Gratulation.

Aber er wehrte mit ärgerlichen Mienen ab.

„Das ist ja eben das Fatale daran! Prachtvoller Herzschuß — trotzdem ist das Tier verschwunden, wie hinweggeblasen!"

Einige von den Sommerfrischlern schmunzelten.

Unter den Einheimischen aber gab es welche, die sich bedeutsam anblickten.

„Wo wars denn eigentlich?" frug ein alter Bauer.

„An der Bockwand!" sagte der Baron ahnungslos.

„An der Bockwand!" riefen und flüsterten die Eingesessenen und ein Gruseln überkam sie.

„Hoch oben auf einem unerreichbaren Felsenbande," fuhr inzwischen der Baron fort, „sehe ich plötzlich einen wunderbaren Gamsbock stehen, der mit einem kurzen Schwänzchen wedelt und leise pfeift —"

„Meckert!" sagte der alte Bauer bestimmt.

Die Fremden lachten.

Aber der Alte blickte sie ernst und prüfend an.

Der Baron war etwas verlegen geworden. „Nein, pfeift, entgegnete er. „Ich pürsche mich heran, so nahe als möglich, ziele, drücke ab, das Tier steigt getroffen in die Höhe und — schupp, weg wars! Darum meine ich, es sollten etliche suchen gehen —"

„Nein, Herr Baron," sagte jetzt der Alte feierlich, „den sucht und findet keiner! Was Sie geschossen haben, war kein irdischer Gamsbock — das war der Gespensterbock vom Herrn Lehrer!"

„Der Gespensterbock!"

Einige Ungläubige unter den Sommerfrischlern wollten schon wieder zu lachen anfangen; aber die Dorfbevölkerung war so vom Ernst der Stunde erfaßt, daß eine angezieMende Heiterkeit nicht aufkommen konnte.

Auf Ersuchen des Barons erzählte der alte Bauer die tragische Geschichte vom Leben, Sterben und Umgehen des Gespensterbocks.

„Kolossal!" rief ein Assessor, als er zu Ende war. „Spukvieh zur Strecke gebracht, Baron — feudales Ergebnis!"

Der Nimrod zwirbelte geschmeichelt die Bartspitzen empor.

Gespensterbock geschossen — immerhin auch etwas! Ruhmreiche Tat im Munde der ganzen Gegend!

„Am End' habt Ihr ihn erlöst damit!" meinte der Alte.

Und richtig — so wars. Seitdem wurde der Gespensterbock und sein ganzer Anhang nicht mehr gesehen. Er, der im Leben immer nach Gemsenart Tollkühnes geleistet, fand in dem Gedanken, als Gamsbock geschossen worden zu sein, nun als Geist seine Ruhe.

Wer an der Wahrheit des ganzen Vorfalls zweifeln sollte, braucht sich nur an den Baron zu wenden.

Stendhal als Plagiator.

Im „Mercure de France" hat Maurice Barber kürzlich die fatale Entdeckung mitgeteilt, daß eines von Stendhals bekanntesten Werken, die „Memoires d'un Touriste", ein Plagiat nach einem anderen französischen Schriftsteller ist. Allzu sensationell ist diese Entdeckung gleichwohl nicht; denn der gute Stendhal hat uns in dieser Beziehung bereits etwas abgestumpft. Ist doch schon früher festgestellt worden, daß mehrere Werke dieses berühmten Schriftstellers zum größten Teil nicht die Arbeit seines Kopfes, sondern nur die seiner Hände sind. Immerhin gibt der Fall Anlaß, diese Verhältnisse nochmals darzustellen.

Es ist Tatsache, daß Henry Beyle, der sich den Schriftstellernamen Stendhal zulegte, seine literarische Laufbahn mit ein paar groben Sünden dieser Art begangen hat. Sein erstes Werk war nämlich ein Band Musikerbiographien, die in ihren hauptsächlichen Teilen Uebersetzungen und Anleihen aus zeitgenössigen Verfassern sind. Der ursprüngliche Titel lautete: „Lettres ecrites de Vienne en Autriche sur le celebre compositeur J. Haydn, suivies d' une vie de Mozart et de considerations sur Metastase." Man entdeckte sofort, daß die Haydn-Biographie ein Plagiat nach einem italienischen Musikgelehrten namens Carpani war. Der wütende Italiener schlug Lärm, erhielt aber keine Antwort

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-848334-19200721028/fragment/page=0002